

Liturgie – nur eine Rahmenhandlung?*

Prolog

Die Formulierung des Themas stammt nicht von mir – ich fühle mich beim Nachdenken darüber spontan in meine Jugendzeit versetzt, wo man den Gottesdienst allein nach der Predigt bewertete und eine Teilnahme davon abhängig machte, welcher Prediger laut Gottesdienstplan angekündigt war. Die Liturgie war so unwichtig, daß es notfalls genügte, rechtzeitig vor der Predigt dazusein, und man danach wieder gehen konnte. Als Student war es nach dem Besuch des Universitätsgottesdienstes geradezu akademische Pflicht, mit den Kommilitonen sogleich die gehörte Predigt des Professors nach allen Regeln der Kunst „auseinanderzunehmen“ und auf mögliche „Ketzereien“ abzuklopfen – von Liturgie wurde nie gesprochen, sie galt mehr oder weniger als überflüssiger „Rahmen“. Hörte man mal von einer durch die *Berneuchener* irgendwo in einer Vorstadtkirche außerhalb der üblichen Gottesdienstzeit veranstalteten *Messe*, wurde dies schnell als eine extravagante, mit katholisierenden Bräuchen verbundene und nicht weiter diskutabile Randerscheinung abgetan. Im Fachgebiet der Praktischen Theologie wurde zwar von der nach dem Zweiten Weltkrieg stürmisch einsetzenden *Liturgischen Erneuerung* so manches laut, und als Assistent von Alfred Dedo Müller war ich beauftragt, den Seminar-Gottesdiensten in der unvergessenen Leipziger Universitätskirche St. Pauli die (damals erst im Entwurf vorliegende) neue Gottesdienstordnung zugrunde-zulegen, aber von den Studenten wurde dies fast durchweg kritik- und gedankenlos hingenommen – irgendeine Ordnung muß der Gottesdienst ja haben –, und Liturgik als eine Disziplin der Praktischen Theologie wurde bestenfalls für Spezialisten und ästhetisch Veranlagte als akzeptabel begriffen, so daß man sich darauf auch fürs Examen kaum vorbereitete; sollte man darin geprüft werden, hatte man eben Pech gehabt. Ich entsinne mich noch deutlich der Situation im Zweiten Theologischen Examen, wo bei der Prüfungskommission meine Beschäftigung mit Peter Brunners jüngst (in „Leiturgia“ I, Kassel 1954) publizierter Theologie des Gottes-

* Vortrag am 22. Oktober 1991 in Gallneukirchen bei den Theologischen Tagen des Martin-Luther-Bundes.

dienstes allgemeines Staunen auslöste und man mich munter ohne Fragen und Einwände einfach berichten ließ – immerhin zu einer Zeit, wo längst in allen kirchlichen Verlautbarungen der Gottesdienst als die Mitte des kirchlichen Lebens nachdrücklichst artikuliert wurde und von daher schon intensive Besinnung erfordert hätte.

Wenn ich heute als Emeritus über die Liturgie etwas sagen darf, so tue ich dies einerseits gern, andererseits aber unter gewissem Vorbehalt. Ein mir von meinem genannten Lehrer geradezu eingepflanztes Prinzip habe ich voll bejaht und in meinem Amtsleben zu realisieren getrachtet: Nur was theologisch klar durchdacht und als richtig erkannt ist, kann auch in der Praxis sinnvolle Verwirklichung finden; was dagegen theologisch im Unklaren bleibt, wird auch in der Praxis nicht klar werden und überzeugende Geltung beanspruchen können. Konkret: Mich selbst hat die permanente Beschäftigung mit der Theologie des Gottesdienstes ein Leben lang reich inspiriert und bei der Gestaltung der Liturgie merklich gefördert, so daß ich auch in die üblich gewordene Klage über den Rückgang des gottesdienstlichen Lebens niemals einstimmen konnte.

Die Themaformulierung hat mich indes überrascht, sie scheint aber der Sache nach das unbewältigte Problem zu markieren. Der Lutherforscher und Liturgiker Vilmos Vajta hatte schon vor zwanzig Jahren das „Festgefahren der liturgischen Bewegung“ konstatiert, daß „das eigentliche Anliegen der liturgischen Bewegung niemals begriffen wurde“; wenn die Vierte Vollversammlung des Oekumenischen Rates der Kirchen 1968 in Uppsala (in ihrer fünften Sektion „Gottesdienst in einem säkularisierten Zeitalter“) erkannt hatte, daß „Reformen die Krise des Gottesdienstes nicht zu überwinden vermögen“, und eingestehen mußte, daß „die Diskussion von vornherein zu keinem abschließenden Ergebnis führen konnte“, alles „insofern ein gewagtes Unternehmen war, als die Kirchen nur ungenügend darauf vorbereitet waren“, und in diesem Zusammenhang auch zugeben mußte, „daß die Überlegungen über den Gottesdienst unausweichlich zur Frage nach Gott führen“ und, „solange an dieser Stelle nicht Klarheit gesucht wird, sich die Diskussion über den Gottesdienst nicht auf tragfähiger Grundlage bewegt“, wo soll man dann heute bei der noch verworreneren Situation in Theologie und Kirche ansetzen, wo „der sog. religiöse Pluralismus nur ein unbedeutender Hinweis auf das Maß ist, in dem wir die Pluralität unserer Erfahrung und damit die Pluralität unseres gesamten Denkens und Lebens anerkannt haben“ und „die andere Seite der pluralistischen Münze ein wachsendes Bewußtsein der Relativität aller Dinge und Gedanken ist“, wo „das, was wahr ist, immer nur wahr in Bezug auf einen bestimmten Gesichtspunkt ist“, „allem Absoluten als verkleideter Relativität mißtraut

wird, und der Begriff ‚dogmatisch‘ sich zu einem Wort entwickelt, das sich nur mit zunehmender Mühe von herabsetzenden Beiklängen loslösen läßt“ (in: Gottesdienst in einem säkularisierten Zeitalter, Kassel und Trier 1971, S. 158, 208, 189, 210 und 12)? Kann man also über Liturgie sinnvoll und verbindlich sprechen, ohne zuvor theologischen Konsens erzielt, eine Theologie des Gottesdienstes wenigstens in Umrissen angedeutet zu haben? Bleibt diese Frage nicht auch das eigentliche Problem bei allen Agenden-Erneuerungen der Gegenwart?

Als Ergebnis einer Studienwoche zum Thema „Gottesdienst“ gab Werner Reich in einer Publikation 1987 auf die Frage, welches Gottesdienstverständnis hinter der „Erneuten Agende“ der VELKD stehe, die Antwort: „Frieder Schulz schreibt in einem internen Arbeitspapier der Arbeitsgruppe ‚Erneuerte Agende‘ (EA): ‚Die EA-Arbeit ist auf die Konvergenz der Positionen angelegt, nicht auf Diastase oder Durchsetzung von bestimmten Konzeptionen ... Die Vorlage 1983 ist ‚konziliar‘ und ‚konziliant‘. Das bedeutet: die ‚Erneuerte Agende‘ ist so konzipiert, daß sie Hilfestellung geben kann, innerhalb einer allgemeinen Struktur des Gottesdienstes den Gemeinden und der Kirche die Freiheit zu erhalten, eine ‚heimische‘, ‚beheimatete‘, vertraute Gottesdienstordnung zu haben. Dabei werden zugleich Möglichkeiten angeboten, innerhalb der Grundstruktur durch Variationsmöglichkeiten entweder zu ‚reagieren‘ auf Besonderheiten, z. B. des Kirchenjahres oder der Gemeindesituation, oder auf Themen, die ‚dran‘ sind. Die ‚Erneuerte Agende‘ vertritt also gerade kein bestimmtes Gottesdienstkonzept etwa hochkirchlicher, politischer oder kultischer Art. Sie will gerade Freiheit schaffen, Gottesdienste so zu gestalten, daß sie der Gemeinde gemäß sind. Durch das Sichtbarmachen der Grundstruktur verweist sie die verschiedenen Gottesdienstverständnisse auf ihre Gemeinsamkeiten und macht so die auf ihr aufbauenden verschiedenen liturgischen Modelle durchsichtig, erklärbar und verstehbar“ (Vergleiche Ekkehard Hieronimus, Von der Liturgie, in: Hochkirchliche Arbeit – Woher? – Wozu? – Wohin?, Jubiläumsdruck zu „Siebzig Jahre Hochkirchliche Bewegung“, Bochum 1989, S. 265f).

Das scheint nun-offenkundig „modern“: eine im Zeichen der Pluralität gottesdienstlichen Gestaltens „Erneuerte Agende“, dem allgemeinen, möglichst den Weg geringsten Widerstandes wählenden und für die mannigfachen Praktiken sich öffnenden Trend angepaßt, „deren Grundstruktur an einen Baukasten erinnert, dessen einzelne Bauelemente beliebig verschiebbar, beliebig austauschbar sind“, daß man wohl „zu übersehen scheint, daß Liturgie gebetetes Dogma ist: Bekenntnis zu dem, was die Kirche lehrt. Wo dieses Gültigkeit hat, da werden die Feiernden hineingenommen in

eine Wirklichkeit, die höher ist als alle Vernunft, die Anbetung, Hingabe, Liebe zu Christus ist. Alles nur Vernünftige tritt hier zurück hinter dem Erleben der Gegenwart Gottes in, mit und unter der gebeteten Liturgie“ – dahinter steht nun allerdings „die Überzeugung, daß Gottesdienstordnungen nicht am Schreibtisch oder in einer Diskussionsrunde ad hoc geschaffen werden können“, daß „hinter jeder gottesdienstlichen Form langjährige Erfahrung stehen sollte, gewachsen aus intensivem geistlichen Umgang“ (E. Hieronimus, a. a. O.).

Ganz gewiß wird man den Autoren der „Erneerten Agende“ nicht unterstellen können oder wollen, daß sie nicht von dieser Voraussetzung herkommen und eine immens fleißige Arbeit geleistet haben. Doch daß das Hauptproblem und leidige Schicksal aller bisherigen Agenden-Erneuerungen sich ändern wird, darf füglich bezweifelt werden und ist mit jener Kritik eben angesprochen. Auch ich vermag nur aus dem spirituellen Erleben lebendiger Liturgie an die Beantwortung des gestellten Themas heranzutreten und bestenfalls einige bescheidene Impulse zu geben. Aus dieser Sicht bitte ich jedenfalls die folgenden Akzente und Gedankengänge verstehen zu wollen.

I.

Liturgie ist und kann keine Rahmenhandlung sein für den, der erfahren hat, daß *Gott selbst* wirklich *redet* und solches Reden nicht ohne Echo bleibt, vom Menschen so vernommen wird, daß er reagieren muß. Damit beginnt Liturgie, oder vorsichtiger gesagt: der erste Schritt in Richtung Liturgie. Solches Reden Gottes muß nicht unbedingt und in jedem Fall zuerst im Gottesdienst laut werden, aber die gottesdienstliche Predigt hat in diesem Kontext immer vorrangigen Stellenwert eingenommen. Auch Martin Luther geht bei der Neuordnung der Liturgie von der Predigt aus. In der ersten diesbezüglichen, seine Grundsätze in liturgischen Fragen (in 16 Punkten gedrängt) wiedergebenden Schrift: „Von Ordnung Gottesdiensts in der Gemeinde“ (1523) ist bei der sogleich erhobenen Forderung abzustellender Mißbräuche die vorgefundene Tradition kritisiert, daß man im Gottesdienst nur noch gelesen und gesungen und darüber die Predigt vergessen hat, und so will Luther den Gottesdienst, zuerst und insbesondere das Predigtamt wieder in rechten Schwang bringen – rechte Liturgie bedarf der richtig verstandenen Predigt! Auch wenn heute „die von einem einzelnen vorbereitete und gehaltene Predigt immer mehr in Frage gestellt wird“ (so in Uppsala formuliert!) und erst jüngst wieder im „Deutschen

Pfarrerblatt“ (91. Jg., Heft 8, Speyer 1991, S. 313) vom „Verzicht auf lange Predigtmonologe“ gesprochen wird, „die sich oft den Vorwurf der ‚institutionalisierten Belanglosigkeit‘ gefallen lassen müssen, und bei denen man sich auch einmal selbstkritisch fragen sollte, ob sie nicht eine unzulässige Herrschaftsanmaßung sind“, so kann doch kein Zweifel sein, daß Gott selbst in unbegreiflicher, d. h. vom Menschen nicht plan- und machbarer Weise, immer wieder redet, ihm in Gericht und Gnade als der Anredende und zur Rede Stellende begegnet, selbst wenn sein Personsein, das personale Gegenüber theologischerseits diskutiert und nivelliert, ja in Abrede gestellt wird. Es kann nicht deutlich genug betont werden, daß die immer länger währende Gottesdienstkrisen primär kein formales Problem ist und daher auch nicht durch Reformen oder Abänderungen der herkömmlichen Gottesdienstformen überwunden werden kann, daß das immer wieder beklagte halsstarrige Festhalten am Traditionsgut ebensowenig ins Zentrum trifft, wie sich oft „moderne“ und schnell, ja begeistert aufgenommene Formen schon nach kurzer Zeit als überholt erweisen – der eigentliche Kern des Problems liegt im Verständnis des Evangeliums selbst: Wo sich Gott als der Redende offenbart, da gibt es Predigt, „die *Wunder ist und Wunder wird* für Prediger und Hörer“ – so heißt es am Anfang der „Predigtlehre“ von Rudolf Bohren (München 1972), die er gleich im Vorwort mit dem entscheidenden Satz beginnt: „Daß das Schweigen um Gott gebrochen werde, und er selbst sein Schweigen breche, ist das A und O aller Predigtprobleme und -nöte der Gegenwart; die Predigt verfehlt alles und verfehlt sich am Menschen, wenn sie Gott verfehlt“, so daß also „die Grundfrage der Predigt die Gottesfrage ist und bleibt, an ihr alle andern Fragen hängen“ (S. 24, 7 und 36). Die speziell uns Theologen, die wir kompromißlos an der Predigt festhalten, hier erwachsende Frage ist doch die – ich bitte, das nicht als penetrant zu verstehen, es steht doch hinter den zitierten Formulierungen des Pfarrerblattes –, ob wir uns wirklich als Sprachrohr Gottes verstehen, durch das Er hindurchwirken kann und will, und die Frage wird von daher ihre Brisanz behalten, als schon unser äußeres Auftreten im Gottesdienst, die Diktion in Gebärde und Haltung eine ständige Antwort ist. In der Biographie von Helmuth Lieberg las ich kürzlich: „Er predigte in Stimme wie Gestik zurückhaltend, aber gerade dadurch für viele Menschen um so eindringlicher, wohl wissend, daß dem Menschen von heute besonders Liturgie, Meditation, Anbetung und Stille des Gebetes fehlen“. Liturgische Dimension der Predigt heißt, daß sie nicht zum bloßen Vortrag „über“ göttliche Dinge, über mehr oder weniger interessante, im Grunde aber distanziert wahrzunehmende Themen herabsinken und somit ins Unverbindliche abgleiten, daß sie weder zur Beur-

teilung als menschlich-rhetorische Leistung erhalten noch zum Gegenstand selbstverständlicher und gern geübter Kritik gemacht und überhaupt nicht zum Kriterium für oder gegen den Besuch des Gottesdienstes werden kann.

Daß wir uns mit diesen Bemerkungen auf eine riskante „Gratwanderung“ begeben haben, ist mir bewußt; denn ich weiß wohl um die heute grassierende Predigtmüdigkeit und erlebe in meinem Umkreis den zusehends stärker werdenden und mich schmerzlich berührenden Trend, daß Pfarrer wie selbstverständlich einmal im Monat ein freies Wochenende zur persönlichen Ruhe und Entspannung für sich und die Familie beanspruchen. Die dann erforderlichen Gottesdienstvertretungen können meist nicht optimal, oft nur durch auswärtige Lektoren oder Emeriti, gewährleistet werden. In der Gemeindeoptik fällt damit von vornherein kein günstiges Licht auf den Gottesdienst. Doch ich vermag den Weg, ermutigend über Liturgie nachzudenken, keinen Schritt weiter zu gehen, wenn die Entdeckung auch nur im geringsten verblaßt – ich zitiere noch einmal Rudolf Bohren –: „Die Predigt kann mißraten ..., man kann beim Predigen fallen ..., müde werden und verzweifeln ..., aber es bleibt dabei: Predigen ist schön, es macht Freude. Das ist das erste, was in einer Predigtlehre zu lehren ist ...: Predigtlehre ist Lehre zur Freude ... In der Freude kommt die Rede von Gott zu ihrem Ziel“ (a. a. O., S. 17).

II.

Mit alledem sind wir eigentlich schon längst bei einem zweiten Gedankengang: Liturgie ist und kann keine Rahmenhandlung sein für den, der erfährt, daß Gott selbst *ihn* anredet und an *ihm* handelt, und das heißt: ihn ständig in Bewegung setzt, nun nicht in eine x-beliebige Richtung, sondern zentral dorthin, wo sich alle in gleicher Weise Angeredeten einfinden, das Gottesvolk sich regelmäßig einzufinden für unabdingbar hält: *Synaxis* ist die Benennung des Gottesdienstes in der Alten Kirche gewesen; Wesensmerkmal schon der allerersten uns bekannt gewordenen Christen wie dann aller neutestamentlichen Gemeinden ist, daß sie sich *versammeln* – *Zusammenkommen* ist im ganzen Neuen Testament terminus technicus für *Gottesdienst halten*, und es ist dies von Anfang an ein *umfassendes liturgisches Geschehen* gewesen und geblieben, in Apostelgeschichte 2,42 bereits mit vier Schwerpunkten gekennzeichnet: „Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet“. Es steht dies eben in jenem Kapitel, das mit

dem Pfingstwunder, der Ausgießung des Heiligen Geistes beginnt, in der Mitte als weitaus längstem Abschnitt von der ersten Pfingstpredigt des Petrus kündigt, und ganz am Ende mit dem Satz schließt: „Der Herr aber tat hinzu täglich, die gerettet wurden, zu der Gemeinde“, nachdem zuvor noch einmal und noch bestimmter vom *täglichen* Gottesdienst als Grundlage des Gemeindelebens der ersten Christen berichtet ist – *Liturgie ist ekklesiologisch begründet* und nicht im Wollen oder tiefliegenden Verlangen des Menschen, ist Wirkung des Heiligen Geistes, ein Neues bewirkender Schöpfungsakt Gottes. Damit sei ein Dreifaches betont:

a) Die deutliche Absetzung gegenüber allem Kultischen, wo doch primär der Mensch die Initiative in seinem Verhältnis zur letztlich auch von ihm selbst als Bildnis oder Gleichnis gemachten Gottheit ergreift, dieses Verhältnis in geordnete Beziehungen zu bringen versucht und entsprechend gestaltet, der Mensch also der Handelnde und Gott der Empfangende ist.

b) Bleibt Liturgie von allem Anfang an darin begründet, daß „der Heilige Geist durch leibhafte Gestalten hindurchwirkt und in sichtbaren Zeichen die damit bezeichnete Sache gegenwärtig und wirksam macht“ (Rudolf Stählin), so wird man in den liturgischen Traditionen zunächst nur den Niederschlag von Betätigungen und Auswirkungen, wirkliche Früchte des Heiligen Geistes zu sehen haben, denen eine besondere Dignität zukommt. Eine vorschnelle Anwendung von Begriffen wie „erstarrt“, „verkrustet“, „überholt“ ist nicht angemessen. Es will schon etwas heißen, daß sich bei allen liturgischen Erneuerungen in unserer Kirche jener Grundtypus des sonntäglichen Hauptgottesdienstes am Vormittag erhalten hat, der schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. quellenmäßig faßbar ist und der ebenso in der griechisch-katholischen wie in der römisch-katholischen Kirche bis heute festgehalten ist, so daß jener Grundtypus der Gottesdienstordnung, dessen Verwurzelung in den apostolischen Gemeinden kaum bestritten werden kann, den Anspruch auf einen wahrhaft ökumenischen Charakter erheben darf.

c) Daraus ergibt sich zwangsläufig, daß unsere heutigen Gemeinden für das Wirken des Heiligen Geistes offen und das heißt für neue Gottesdienstformen grundsätzlich aufgeschlossen sein müssen, was jedoch nie Zustimmung zur willkürlichen Auflösung der gottesdienstlichen Ordnung bedeuten kann, ganz im Gegenteil – ich zitiere den „Evangelischen Erwachsenenkatechismus“ (Gütersloh 1975) –: „Weil die Wiederholung zum Wesen der Liturgie gehört, kann sich die Liturgie nicht ständig ändern. *Nur was über einen längeren Zeitraum gleichbleibt, kann prägend wirken*“ (S. 1033). Von vielen „modernen“ Gottesdienstformen gilt schlicht, daß

sie viel zu flach in der Aussage sind und oft schon die allzu platte Angleichung der gottesdienstlichen Sprache an die Alltagssprache von vornherein einer prägenden Gestaltung zuwiderläuft, ganz abgesehen davon, daß auf viele befremdend-neue und häufig wechselnde, den Menschen in innere Leere und Beziehungslosigkeit führende Gottesdienstformen und -gestaltungen das von Georg Merz schon 1937 abgegebene Votum noch immer zutrifft: „Dem modernen Menschen wird eine Liturgie uninteressant, die den gleichen Gesetzen untertan ist, die ihm im Theater, im Konzertsaal, am Rundfunk begegnen“ (Die lutherische Liturgie und das Gebet der kämpfenden Kirche, in: Wolfgang Herbst, Quellen zur Geschichte des evangelischen Gottesdienstes von der Reformation bis zur Gegenwart, Göttingen 1968, S. 230). Die Gemeinde wird sich im Gottesdienst als ihrer spezifischen Lebensform wohl fühlen müssen und sehr wohl zu unterscheiden wissen, was Wirkung des Heiligen Geistes und was bloßes Menschenwerk ist. Es muß nachdenklich stimmen, warum der weithin in überfüllten Kirchen der DDR begonnene Aufbruch zum friedlichen Umsturz des politischen Systems keinerlei Belebung für das dortige Gottesdienstleben bewirkt hat, dagegen die uns aus der Sowjetunion erreichenden Bilder von einem erstaunlichen gottesdienstlichen Aufbruch künden – in jener russisch-orthodoxen Kirche, die mit ihrer angeblich hoffnungslos ins Ghetto abgedrängten „Göttlichen Liturgie“ ebensowenig missionarische Impulse zu vermitteln schien, wie die als eminent steril geltenden Formen dieser Liturgie dem gottesdienstlich völlig entfremdeten Menschen doch irrelevant, wenn nicht gar abstoßend hätten erscheinen müssen, einerseits also eine scheinbar neue Variante für die schon von Johann Wolfgang von Goethe im siebten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ geäußerte Kritik, daß der evangelische Gottesdienst „zu wenig Fülle und Konsequenz hat, als daß er die Gemeinde zusammenhalten könne“, andererseits der lange Atem der orthodoxen Kirche, die in ihrer Liturgie überlebt hat, die ihr jetzt neu Menschen zuführt. Auch wenn sicher bei vielen Besuchern ein zutiefst innerer Mitvollzug dieser reichen Liturgie nicht vorausgesetzt werden kann, „vielleicht Beten heute für den modernen Menschen oft nichts anderes heißt, als bewußtes und zugleich hilfloses Stehen vor Gott mit allen Konsequenzen, d. h. leeren Händen auf Hoffnung hin“ (so Karl Ferdinand Müller in anderem Kontext, in: Gottesdienst in einem säkularisierten Zeitalter, a. a. O., S. 149), so scheint die Entdeckung schon hilfreich – ich zitiere wieder den „Evangelischen Erwachsenenkatechismus“ –: „... ich darf mich von der Gemeinschaft tragen lassen; ich brauche nicht alles verstandesmäßig mitzudenken, sondern ich kann mich in das Geschehen hineinstellen und mich davon mitnehmen lassen. Schon mancher hat

erfahren, wie er durch den Psalmengesang der Mönche innerlich zur Ruhe kam“ (a. a. O.), oder mit Wolfgang Schanze gesprochen: der Mensch „darf den circulus vitiosus seiner Ichgebundenheit sprengen und eintreten in den Raum des Heiligen, wo Zufall und Schicksal, Wirken und Leiden ihrer irdisch bedrängenden Gewalt entkleidet werden“, er „darf die Luft der anderen Welt atmen, in der der Glaube ihm Bürgerrecht gibt“ (Ecclesia adorans, in: Kerygma und Melos, Kassel-Berlin-Hamburg 1970, S. 139).

III.

Ein dritter Gedankengang, der den Anfang des traditionellen Gottesdienstes betrifft und mit dem Stichwort „Psalmengesang“ angesprochen ist, darf folgen: Liturgie ist und kann keine Rahmenhandlung sein für den, der mit der Aufhebung der Vereinzelung zugleich die Erfahrung weitgehender Solidarität macht. Mag auf den ersten Blick „der Gemeinschaftscharakter der Liturgie der ungehinderten individuellen Entfaltung Grenzen setzen“ (Evangelischer Erwachsenenkatechismus, a. a. O.) oder auch meine konkreten Sorgen und Probleme ausklammern oder doch gänzlich in den Schatten stellen, so werden sie, genau besehen und recht begriffen, doch sogleich und von Anfang des Gottesdienstes an ernst genommen, so daß ich mich persönlich verstanden und angenommen weiß: Im betenden Singen der inhaltlich und vor allem auch in der sprachlichen Gestaltung Luthers einen grandiosen Reichtum bekundenden alttestamentlichen Psalmen wird nicht nur die weite Welt mit ihren Problemen und die ganze Geschichte des Gottesvolkes, sondern meine eigene kleine Geschichte in der Expression von Klage, Bitte und Lob vor Gott gebracht. Luthers Vorrede zum Psalter hat hier den Nagel auf den Kopf getroffen: „Wo findet man feinere Worte von Freuden, als die Lobpsalmen oder Dankpsalmen haben? Da siehst du allen Heiligen ins Herz wie in schöne lustige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen darinnen aufgehen von allerlei schönen fröhlichen Gedanken gegen Gott um seiner Wohltat willen. Wiederum, wo findest du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Orte von Traurigkeit, als die Klagepsalmen haben? Da siehst du abermals allen Heiligen ins Herz wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ist's da von allerlei betrübtem Anblick des Zorns Gottes. Ebenso brauchen sie, wo sie von Furcht und Hoffnung reden, solche Worte, daß kein Maler Furcht oder Hoffnung so abmalen und kein Cicero [= der große römische Rhetor, Staatsmann und Philosoph, gestorben 43 v. Chr.] oder Redekundiger sie so vorbilden könnte. Und wie gesagt, das allerbeste ist,

daß sie solche Worte gegen Gott und mit Gott reden, welches macht, daß zwiefältiger Ernst und Leben in den Worten sind. Denn wo man sonst gegen Menschen in solchen Sachen redet, geht es nicht so stark von Herzen, brennt, lebt und dringt nicht so sehr. Daher kommt's auch, daß der Psalter aller Heiligen Büchlein ist und ein jeglicher, in welcherlei Sachen er ist, Psalmen und Worte drin findet, die sich auf seine Sachen reimen und ihm ebenso sind, als wären sie allein um seinetwillen so gesetzt, daß er sie auch selbst nicht besser setzen noch finden noch wünschen kann. Das ist dann auch dazu gut, daß, wenn einem solche Worte gefallen und sich mit ihm reimen, er gewiß wird, er sei in der Gemeinschaft der Heiligen, und es sei allen Heiligen gegangen, wie es ihm geht, weil sie alle ein Liedlein mit ihm singen ...“

Allein der Psalter, im Gottesdienst richtig praktiziert, ist eine klare Absage an jedwede Tendenz, Liturgie nur als Rahmenhandlung verstehen zu wollen. Richtig praktiziert: vorausgesetzt ist, daß das Psalmgebet nicht als erste Lesung des Gottesdienstes erscheint (wie weithin in den Unionskirchen der alten preußischen Lande dann allein vom Pastor am Altar *gelesen!*), daß es wirklich Sache der *ganzen* sich zum Gottesdienst einfindenden Gemeinde ist und stellvertretend für diese auch von einem Chor – man denke nur an die zahlreichen köstlichen Introitus-Motetten von Heinrich Schütz – oder schlichtweg einstimmig von einer Schola gregorianisch in einem der neun sogenannten Psalmtöne, vielleicht auch von Konfirmanden- oder Jugendgruppen in neueren Formen unter Hinzunahme gewisser Instrumente gestaltet wird – das Psalmgebet ist seinem Wesen nach Wechselgebet und kann auch von der ganzen Gemeinde betend gesprochen werden. Wenn es jeweils mit dem Lobpreis des „Gloria patri“ schließt, so ist mir dazu das eindruckliche Bekenntnis eines früheren Kirchenältesten unvergeßlich geblieben: Vom schrecklichen Grauen der letzten Kriegstage, der entsetzlichen Flucht und dem Verlust der nächsten Familienglieder tief betroffen, meinte dieser Mann dennoch von dem Befreienden sprechen zu müssen, was es für ihn bedeutet hat, bettelarm am fremden Ort und inmitten von Hunger und Elend dem Ruf der Kirchenglocken zum Gottesdienst folgen und hier zum ersten Male wieder sogleich in jenen aus der Heimat bekannten, quasi mit herübergebrachten Lobpreis einstimmen zu dürfen. „Während die wechselnden Schicksale der Menschheit sich erfüllen“ (bemerkt Wolfgang Schanze trefflich, a. a. O.), „während Reiche und Kulturen aufsteigen und vergehen, während Erfolge blühen und Hoffnungen enttäuscht werden, betet die Kirche Christi an ihren Altären in der weiten Welt den zeitlosen Lobpreis: ‚Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste, wie es war im Anfang, jetzt und immerdar, und

von Ewigkeit zu Ewigkeit'. Wessen Herz verschlossen ist, der vermag in solchem Lobpreis nichts als eine erstarrte Formel, ein Stück zeitferner und wirklichkeitsfremder Tradition zu vernehmen. Dem Glaubenden und Verstehenden aber tut sich hier eine Dimension geistlichen Seins auf, der etwas Tröstliches und Hilfreiches zu eigen ist: der Anbetende darf aus dem Bannkreis seines Ich, seines Schicksals, seiner Sünden, Sorgen, Freuden und Hoffnungen heraustreten und sein Angesicht dem zuwenden, der Anfang, Mitte und Ende ist“.

IV.

Damit befinden wir uns mittendrin in jenem ersten, ganz im Zeichen des Lobpreises und der Anbetung stehenden Teil der traditionellen Liturgie, der hinsichtlich seiner Gestaltung heute wohl am meisten hinterfragt wird, weil (so Karl Ferdinand Müller, a. a. O., S. 149) „der Begriff der Anbetung außerordentlich problematisch“, eben „die Sache mit Gott eine funktionale d. h. nur im Vollzug faßbare und darstellbare geworden ist und damit gerechnet werden muß, daß ein personaler Gottesbegriff nicht mehr überall vorausgesetzt werden kann“. Ich sage dennoch und gerade deshalb:

Liturgie ist und kann keine Rahmenhandlung sein für den, der sich zum fröhlichen Auftun des Mundes ermutigt und dabei von zunehmendem Reichtum an Gaben Gottes beschenkt, immer mehr in das tiefe Geheimnis der Liturgie hineingeführt weiß. Sie ist nicht irrational-mystische Anbetung, in der man ein geheimnisvoll-unbegreifliches „numinosum“ still auf sich wirken läßt und sich ihm anbetend unterwirft. Wie schon das erste dem alten Gottesvolk geschenkte Gebot: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir“ nicht Einbindung in unliebsame Herrschaftsstrukturen und lästige Pflichterfüllung markiert, sondern einzigartige Gabe und Chance: Es darf dahin kommen, daß wir „Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen“, oder wie in Luthers Erklärung zum zweiten Gebot diese vielseitige Reaktion menschlichen Tuns noch schöner signalisiert ist: „den Namen des Herrn in allen Nöten anrufen, beten, loben und danken“, so ist die Ausgangsbasis für allen anbetenden Lobpreis des neutestamentlichen Gottesvolkes unendlich viel breiter: „Gott hat unser Herz und Mut fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlösung von Sünden, Tod und Teufel. Wer solchs mit Ernst gläubet, der kanns nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen, daß es andere auch hören und herzukommen“. In dieser Vorrede Luthers zum Babst'schen Gesangbuch (1545) geht es eben

nicht um eine Schreibtischweisheit; um des von allen gemeinsam zu erhebenden, gleichsam mit einem Munde zu bezeugenden Gotteslobes willen hat der Reformator selbst das seine Kirche seither besonders auszeichnende Kirchenliedschaffen in Dichtung und Weisen entscheidend inspiriert, dabei ganz zentral an die traditionelle Anbetung im bewährten Hymnus angeknüpft, den Peter Brunner als „das letzte Wort von Gott, das die Kirche zu Gott hin ausspricht“ definiert, und zu allem den einmaligen Reichtum der „Musika“ als „eine der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes“ einbringen, ja „die edle Musika“ als den „nach Gottes Wort höchsten Schatz auf Erden“ bezeichnen und Andersdenkende derb abfertigen können: „Wer nicht Gefallen hat an solch lieblich Wunderwerk, wie Musika eins ist, das muß ein rechter Ochs sein“. Es ging Luther dabei wahrlich nicht um bloßes „Gefallen-Haben“, sondern um die tiefe, auch heute wieder wachsende Einsicht und Erfahrung: „Willst du einen Betrüben fröhlich machen, einen frechen, wilden Menschen zäumen, daß er gelinde werde, einem Zaghafiligen Mut machen, einen Hoffärtigen demütigen – was kann besser dazu dienen denn diese hohe, teure, werte und edle Kunst?“, oder poetisch vom Reformator deklamiert:

„Für allen Freuden auf Erden,
kann niemand kein feiner werden,
denn die ich geb mit meinem Singen
und mit manchem süßen Klingen.
Hier kann nicht sein ein böser Mut,
wo da singen Gesellen gut.
Hier bleibt kein Zorn, Haß, Zank noch Neid,
weichen muß alles Herzeleid.“

Wenn wir wieder kurz vor dem Reformationsfest mit dem Gedenken an Luthers Wirken und Werk stehen und uns in diesem Jahr als Monatsspruch für den Oktober schon Tag für Tag und nun weiter gleichsam bis zum Höhepunkt am Monatsende das Psalmwort: „Ich will dem Herrn singen mein Leben lang und meinen Gott loben, solange ich bin“ (Ps 104,33) begleitet, so ist damit ein wesentliches Lebensanliegen des Reformators geradezu klassisch bezeichnet, das Generationen lang speziell in den lutherisch geprägten Kirchen begeistert aufgenommen worden ist und zu einer schier überquellenden Fülle und Variabilität liturgischen Gesangs und kirchenmusikalischer Kunst geführt hat, nun aber schon seit langem nicht mehr gebührend beachtet oder doch zumindest in seiner effektiven Bedeutung und Tragweite für das Gottesdienstleben weithin verkannt, jedenfalls nicht ernst genug begriffen wird – im Max-Reger-Gedenkjahr darf

einmal neu an das nachdenkenswerte Mahnwort jenes großen katholischen Kirchenmusikers erinnert werden: „Die Protestanten wissen gar nicht, was sie an ihrem Choral haben“. Was mich in den Jahrzehnten meines Dienstes in der DDR immer schmerzlicher berührt hat, daß es nach dem großen Aufschwung der Kirchenmusik in unserem Jahrhundert zu einer permanenten Verlagerung des Engagements unserer Kirchenmusiker aus den Gottesdiensten weg und hin zu besonderen kirchenmusikalischen Veranstaltungen und Konzerten gekommen ist (bis zur Tatsache hin, daß A-Musiker in der größten Stadt und Kirche der Landeskirche zwar Oratorien und Passionsmusiken, aber nicht einmal in den Festtagsgottesdiensten auch nur eine bescheidene Kirchenmusik aufzuführen wissen), das stimmt mich einmal mehr sorgenvoll im jetzt drei Jahre währenden Ruhestand in meiner neuen, von ungleich besseren Voraussetzungen in den alten Bundesländern herkommenden lutherischen Landeskirche, in der ich kürzlich an zwei zentralen Gottesdienststätten besondere Festgottesdienste mit großer Abendmahlbeteiligung *ohne* ein nennenswert kirchenmusikalisches Engagement miterlebte (und zwar jeweils außerhalb der Urlaubszeit!): Im Braunschweiger Dom, der immerhin zwei hauptamtliche Kirchenmusiker und mehrere Chor- und Instrumentalgruppen unterhält und Predigtstätte des Landesbischofs ist, wo dieser im Ordinationsgottesdienst zwölf bis fünfzehn Pfarramtskandidaten ins geistliche Amt einführte, und dann in Wolfenbüttel, dem Sitz der Landeskirchenamtes und Landeskirchenmusikdirektors, wo in der Hauptkirche und einstigen Wirkungsstätte eines Michael Praetorius der neue Propst in sein Amt eingeführt wurde. Mir scheint die Beobachtung symptomatisch für die tatsächliche Situation zu sein: Während die Zahl der hervorragend ausgebildeten A-Kirchenmusiker wächst und emsig nach entsprechenden Stellen sucht – wir hatten neulich für die A-Stelle in Wolfenbüttel nicht weniger als 56 Bewerber! –, schwindet das Sonntags-Engagement der nebenamtlichen, vor allem zur C- und D-Prüfung ausgebildeten und tatsächlich vorhandenen, sich aber vertraglich nicht bindenden Kirchenmusiker so rapide, daß ich mich als Emeritus allwöchentlich vor Hilferufen zu Vertretungsdiensten nicht retten kann und selbst schon im vom Landesbischof gehaltenen Gottesdienst im Braunschweiger Dom dringend um Organistenaushilfe gebeten worden bin.

Die *liebende Hingabe*, wie sie aus allen Voten Luthers leuchtet und nun ganz besonders im ersten Teil des Gottesdienstes wirksam werden will, überhaupt „in allen ihren Formen eine grundlegende Dimension der Liturgie ist“ (Raimundo Panikkar, in: Gottesdienst in einem säkularisierten Zeitalter, a. a. O., S. 104), dieses „Ich darf kommen und mit den Glaubensgefährten mein Lob- und Dankopfer bringen“ – es ist so sehr Sache

der *ganzen* Gemeinde, daß der Liturg erst im abschließenden Konklusionsgebet aufzutreten braucht –, schien mir in der Vergangenheit unter allen kirchlichen Mitarbeitern am ehesten von den Kirchenmusikern ernst genommen zu sein, die sich aber (wie ich das aus zahlreichen Gesprächen weiß) von uns Theologen weithin nicht verstanden, zumindest nicht entscheidend inspiriert und unterstützt gesehen haben – bezeichnenderweise ist die Kritik an den alten Gottesdienstformen mit entsprechender Forderung nach neuen niemals von jener Seite ausgegangen und vorangetrieben worden, im Gegenteil: die für die musikalische Gestaltung des alten Formenschatzes Verantwortlichen haben in diesem Schatz einen Reichtum entdeckt, der sie nicht nur zu einer flexiblen und variablen Praktizierung der Liturgie, sondern auch zu kreativem Schaffen neuer Formen angespornt hat, und dies ist mit das beste an mir bekannt gewordenen modernen Gottesdienstformen. Liebende Hingabe, die den Menschen ernst nimmt als „ein fühlendes und empfindungsfähiges Wesen“, das „sein Wünschen und Verlangen, seine Grenzen und Mängel zu überwinden, auf irgendeine Weise ausdrücken muß“ (R. Panikkar, a. a. O.), wird ganz besonders bei uns praktizierenden Pfarrern zu hinterfragen sein, von denen bislang so gut wie keinerlei effektive Impulse für ein neues und intensives Erleben der Liturgie ausgegangen sind, was aber nach dem verhängnisvollen Einbruch der Aufklärung in das Gottesdienstleben unserer Gemeinden, wo man doch nur an ein totales Defizit anknüpfen und folglich auch kein Vorverständnis im Wissen und Durchleben von Anbetung und Lobpreis voraussetzen kann, noch immer und mehr denn je dringend geboten ist – ich habe jedenfalls nicht diesbezüglich Vermittelndes in einer Predigt jemals gehört oder gelesen und weiß als Hauptgrund für die ausgebliebene Frucht aller bisherigen liturgischen Erneuerungsarbeit nur „Interesselosigkeit, Unverständnis und passiver Widerstand in den Gemeinden und unter den Pfarrern“ (Erich Hertzsch, in: Bericht von der Theologie, Berlin 1971, S. 214) zu nennen. In einem vor dem „Theologischen Konvent Augsburger Bekenntnisses“ 1975 in Berlin gehaltenen Vortrag zum Thema: „Der Gottesdienst in der Sicht des angefochtenen und getrösteten Gemeindepfarrers“ (publiziert in: Fuldaer Hefte 23, Hamburg 1976, S. 71–109) habe ich die Fülle der auf uns, sowohl seitens der Pfarrer als auch der lernwilligen Gemeindeglieder wartenden Aufgaben zur Verlebendigung der Liturgie anzusprechen versucht.

Nun gibt es aber doch – und das sei bei allen kritischen Anmerkungen nicht verschwiegen – hier und da ein teilweise sogar beachtliches Wachstum von Gemeinden im Zeichen des Lobpreises und der Anbetung in, mit und unter den alten Formen, wobei mir die biblische Fundierung in diesem

ersten Teil des Gottesdienstes besonders köstlich erscheint, dieses Einstimmen-Dürfen in die „verdichtete Wiedergabe der biblischen Botschaft in Gebet, Lobpreis, Zeugnis“ (Evangelischer Erwachsenekatechismus, a. a. O., S. 1034). Das Gebet der *Psalmen*, von Luther als „kleine Bibel“ bezeichnet – das *Kyrie eleison*, mit dem Menschen ihre eigene und fremde Hilfsbedürftigkeit schon vor Jesus brachten – das *Gloria in excelsis Deo* von Lukas 2,14: Das steht eben von Anfang an im Blick der anbetenden Christenheit und zutiefst in einem inneren Zusammenhang. Die Psalmen erinnern an unsere gemeinsame Verwurzelung mit Israel und wollen helfen, das Klagen und Loben als eine oft vergessene und doch so wichtige Glaubensäußerung immer neu zu begreifen – erst in der steten Einübung und Wiederholung entfalten sie ihre ganze Kraft, geschieht wirklich praktische Aneignung, ein immer tieferes Hineinwachsen (mir ist dies Bedürfnis nach Wiederholung ganz neu beim Geschichten-Erzählen meinem vierjährigen Enkel gegenüber aufgefallen, dieses Verlangen „Opa, noch einmal“, oft mehrfaches Lesen einer Geschichte hintereinander und das Achten darauf, daß sich nichts verändert, um dann auch verbal in gewisse Wendungen und Begriffe einstimmen zu können). Das Nebeneinander des kargen, fast stammelnden Rufes „Kyrie eleison“ und der fast überquellenden Plerophonie der großen Doxologie „Wir loben Dich, wir beten Dich an, wir preisen Dich, wir sagen Dir Dank“ (im übrigen ein Hinweis für die sprachliche Grenzsituation, daß die Sprache sich im anbetenden Lobpreis ihrer Unzulänglichkeit bewußt wird und man von daher nicht immer nach neuen Formen zu suchen braucht) ist im Grunde schon in der Berufungsvision des Propheten Jesaja zum Ausdruck gebracht, dieses: „Weh mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen ...“ – das Stimmeln bis hin zum völligen Verstummen und zur Stille gehört zur Liturgie! –, aber dann sogleich die Antwort: „Da flog einer der Seraphim zu mir und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zunge vom Altar nahm, und rührte meinen Mund an und sprach: ‚Siehe, hiermit sind deine Lippen berührt, daß deine Schuld von dir genommen werde und deine Sünde gesühnt sei‘“, eben mit der Einladung zur Teilhabe am gerade laut gewordenen Lobpreis „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!“ (Jes 6,3ff). Es ist das lutherische „simul justus et peccator“ (gerecht und Sünder zugleich), jene Urerfahrung der Jesus Begegnenden, was alsbald und immer wieder in den jubelnden Lobpreis einstimmen läßt. Wenn ich sonntags auf das angestimmte „Ehre sei Gott in der Höhe“ mit der Orgel zu respondieren habe, ist das nicht eine formelhafte Pflichterfüllung – vor Wochen äußerte ein langjähriger Pfarrer mir gegenüber erstaunt, er habe bislang noch nie einen die Liturgie und

das Kirchenlied in allen Versen mitsingenden Organisten erlebt – nun, wie dem auch sei: Luthers Erfahrung ist keine ungewöhnliche: „Wer sich die Musik erküsst, hat ein himmlisch Gut gewonnen, denn ihr erster Ursprung ist von den Himmeln hergekommen, weil die lieben Engelein selber Musikanten sein“, und man denke dabei an die eminent weite Dimension dieses „Gloria in excelsis Deo“ mit dem dazugehörigen zweiten Teil „et in terra pax hominibus bonae voluntatis“, wozu Hans Asmussen bemerkt: „Der Lobgesang der Engel als Antwort auf die Verkündigung der Geburt Jesu umfaßt tatsächlich alles, was christlich überhaupt zu verkündigen ist“, er „legt das Evangelium in bemerkenswerter Vollkommenheit aus. Seine Zweiseitigkeit ist seine Größe. Die gute Botschaft für die Menschen ist die Ehre Gottes. Und die Aufrichtung der Ehre Gottes bedeutet für die Welt gute Botschaft“ (Die Lehre vom Gottesdienst, München 1937, S. 222).

V.

Mit dieser Feststellung, die eine Aufteilung und Gliederung der Liturgie thematisch in Teile reiner Anbetung und in solche reiner Verkündigung mit Recht verwehrt, treten wir in einen fünften Gedankengang ein: Liturgie ist und kann keine Rahmenhandlung sein für den, der den Gottesdienst als ein ganz- und einheitlich-dialogisches Geschehen begreift, daß darin – wohl noch immer eine der prägnantesten Formulierungen – „nichts anderes geschieht, als daß unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“ (Luther bei der Einweihung der Schloßkirche in Torgau am 4. Oktober 1544), so daß ich auch nicht gern die Redewendung „Liturgie und Predigt“ gebrauche, diese zwar als *Hauptstück* gilt und doch nicht isoliert, sondern nur mitten in jenem von der Epistellesung bis zum Ende des Kanzeldienstes primär unter dem Aspekt der *Verkündigung* stehenden Teil des Hauptgottesdienstes zu sehen ist. Obgleich in diesem Teil der heute nachdrücklichst geforderte „missionarische“ Aspekt wirksam zur Geltung kommen, vieles von modernen Verkündigungsformen und -angeboten berücksichtigt werden kann (also zur Intensivierung der Anschaulichkeit und Einprägsamkeit der Lesungen und Predigt für Anspiele und Verkündigungsszenen durch Kinder und Jugendliche, für musikalische Sing- und Spielstücke, Spirituals und neue, mit gänzlich unkonventionellen Instrumenten zu gestaltende Gesänge bis hin zu Bildmeditationen reiche Möglichkeiten gegeben sind), bleibt auch dieser Teil des Gottesdienstes *Liturgie*, ein vertikal orientiertes *Dialoggeschehen*. Was schon vom Eingangs-

teil des Gottesdienstes zu gelten hat, daß auf einen Außenstehenden zunächst nichts so missionarisch wirken dürfte wie eine Gemeinde, die anbetend singt, was sie glaubt, und glaubt, was sie singt, gilt auch und vielleicht sogar verstärkt für den Verkündigungs-Teil, dessen Dialogcharakter eben nicht ein Verharren in ruhig-behaglicher Stimmung, womöglich noch in Club-Atmosphäre, gestattet, sondern auch hier die Gemeinde ständig in Bewegung hält und handeln läßt:

Die erste Lesung wird akklamiert mit dem Halleluja-Vers und dem Hauptlied, das seinem Wesen nach *Verkündigungslied* ist, dessen möglichst vielseitige Gestaltung unter Mitwirkung von Vokal- und Instrumentalgruppen analog der alten Alternatim-Praxis eine nimmer endende Aufgabe in sich schließt – schon hier wird deutlich, daß die ganze Gemeinde am Amt der Verkündigung teilhat und sich dazu nicht genug einfallen lassen kann, aber auch unverhohlen sichtbar, ob alle Amtierenden *über* dem zu verkündenden Wort stehen und darüber zu verfügen meinen (dann wäre sogar das Gerede von den zu überwindenden Herrschaftsstrukturen diskutabel!) oder aber sich *unter* das Wort zum wirklichen Dienst gerufen wissen.

Bei der zweiten Lesung, dem „heiligen Evangelium“, respondiert die Gemeinde mit dem Bekenntnis des Dankes für die Gnade, daß der auferstandene Herr hier in direkter Rede begegnet, am Anfang „Ehre sei dir, Herre“ und am Schluß „Lob sei dir, o Christe“ und erhebt sich zum Zeichen der Ehrerbietung erstmals im Gottesdienst von den Plätzen. In der katholischen Messe wird auf dem Weg zum Lesepult Weihrauch vor dem Priester hergetragen, Akolythen tragen zwei Lichter, als Zeichen der Verehrung und Hochschätzung des Christus-Wortes geschieht unmittelbar vor der Lesung die Beräucherung und am Schluß der priesterliche Kuß des Evangelientextes.

Ein weiterer Höhepunkt des Verkündigungsteiles ist das in seiner traditionellen Form heute einer schrecklichen intellektuellen Unterkühlung ausgesetzte Glaubensbekenntnis. Die aus der Liturgie-Geschichte uns mannigfach und recht unterschiedlich überlieferten Credo-Formen, deren Wechsel die Agenden empfehlen, hätte längst das glaubensgesetzliche Mißverständnis ausräumen müssen, als sei jedes einzelne Wort im Credo so und nicht anders der Wahrheit letzter und unüberbietbarer Ausdruck und für neue Formen aus unseren Tagen kein Platz. Die gern gesungenen Glaubenslieder und die vielen Credo-Kompositionen weisen darauf hin, daß das im Gottesdienst praktizierte Credo wiederum in die Dimension des Lobpreises, eines Bekennens im Sinne des Dank- und Lobopfers zielt, daß das Credo – um Wilhelm Stählin zu zitieren – „nicht das Bekenntnis

eines einzelnen Christen ist, auch nicht das gemeinsame Bekenntnis einer Anzahl Gleichgesinnter, sondern es redet von der Fülle der Gotteswirklichkeit, die sich der Kirche erschlossen hat. Der einzelne kann immer nur begrenzten Anteil haben an dieser Glaubenserfahrung der Kirche. Indem der einzelne miteinstimmt in dieses Bekenntnis der Kirche, will er nicht den Anschein erwecken, als sei dies alles Satz um Satz und Wort für Wort auch ihm als der Ausdruck seiner persönlichen Erfahrung ‚aus der Seele gesprochen‘; er ist bereit, sich der Wirklichkeit Gottes auch da noch zu öffnen, wo er ihr noch nicht begegnet ist. Nur so verstanden bleibt unser Bekenntnis echt und wahr“ (Zusage an die Wahrheit, Kassel 1952, S. 44). Hier gibt es noch viel zu entdecken, zumal zwei dicht aufeinanderfolgende, in allen Versen nur von der Gemeinde zu singende Lieder für viele eine physische Überforderung sind und die Intensität des Bekennens schmälern. Da bieten sich die wechselseitig von zwei Gruppen zu singenden, leider weithin unbekanntem Credoformen geradezu an – Wechselgesang wirkt stets belebend! –, und dazu gehört auch das „Te Deum laudamus“ (EKG 137), „der herrlichste und berühmteste Hymnus der Alten Kirche“ (Die Lieder unserer Kirche, eine Handreichung zum EKG von Joh. Kulp, bearbeitet und herausgegeben von Arno Büchner und Siegfried Fornacon, Berlin 1958, S. 220), von Luther noch den drei altkirchlichen Glaubensbekenntnissen gleichgestellt und auch bei uns bis ins vorige Jahrhundert viel gesungen und heute fast vergessen. Bei einer anlässlich des 500. Geburtstages von Martin Luther gehaltenen „Deutschen Messe“ in Stralsund habe ich trotz massiven Einspruchs selbst des verantwortlichen A-Musikers auf das Singen dieses angeblich völlig unbekanntem „Te Deums“ bestanden, und hinterher ist man allgemein erstaunt gewesen über das fast selbstverständlich aufgenommene und von Zeile zu Zeile sich begeistert steigernde, gerade auch von jüngeren und dem regulären Gottesdienst entwöhnten Menschen mitbestimmte Singen dieses Wechselgesangs. „Wir sollen allezeit uns freuen, tanzen, springen und singen das Te Deum laudamus“, diese Empfehlung Luthers ist wahrlich nicht überholt!

☞ Liturgie meint solches Sich-Bewegen, bis hin zu den bei uns fast völlig ignorierten Prozessionen. Von meinen Stralsunder Kindern höre ich, wie sie in der riesigen gotischen Backsteinkirche von St. Marien das bombastisch-barocke Taufgehäuse im südöstlichen Chorumgang wieder ins Gottesdienstleben einbeziehen, bei Taufen im Gottesdienst mangels eines anderen Taufsteins und bei Verzicht auf die sonst hervorzuholende Taufschale alle Gemeindeglieder nach der Predigt aus den Bänken heraustreten und unter Orgelspiel oder Gesang zum Taufgehäuse schreiten lassen, um nun selbst symbolisch den beim Schwinden der Volkskirche immer wichti-

ger werdenden Taufbefehl „Gehet hin in alle Welt ...“ ins Bewußtsein zu heben und, in betender Gemeinschaft mit Eltern und Paten um das Taufbecken stehend, die Spendung des Taufsakraments und seine Bedeutung für die ganze Kirche und jeden einzelnen transparent zu machen.

Dialogisches Geschehen bleibt alles in diesem Verkündigungsteil des Gottesdienstes, auch die *Predigt*, die nicht dadurch zum Dialog wird, daß zwei Personen, womöglich noch monoton (weil allzusehr ans Konzept gebunden) auftreten. Wie weit es wirklich zum Dialog mit dem Hörer gekommen ist, wird sich bereits in den anschließenden, oft lieblos „abgehakten“, nun aber doch mit der Predigt eng zusammengehörenden und so einen organischen Bestandteil des Gemeindelebens bildenden *Abkündigungen* erweisen. Sie sind Liturgie, die die Gemeinde als „Sammlung der Gesendeten zu neuer Sendung“ (so der Magdeburger Altbischof Werner Krusche) erneut in Bewegung bringen, nicht bloß über aktuelle Nöte und Probleme aller Art informieren, sondern zu diakonischer Hilfe hellstichtig und das mutige Anpacken vor der Tür liegender Aufgaben lieb machen, konkrete Wege zu nun wirklich „missionarischer“ Aktion zeigen wollen. In der folgenden *Dankopfersammlung* kann schließlich an der Opferfreudigkeit die leibliche Hingabe und Effektivität des Dialoggeschehens ebenso abgelesen werden wie in dem diesen Gottesdienstteil beschließenden *Kirchengebet*, in dem die verschiedenen Aktivitäten in der Gemeinde nun leibhaftig in der Liturgie vor Gott treten und ihre Anliegen artikulieren – ich habe schon beim vorzubereitenden Kindergottesdienst größten Wert darauf gelegt, daß bereits Kinder wichtige Gebetsanliegen sehen und formulieren und dann auch in der Liturgie selbst aussprechen lernen.

Nein – Liturgie ist keine Rahmenhandlung, sondern ein alle immer neu in Bewegung setzendes Geschehen, weil der lebendige Gott selbst sich in ständiger Aktion auf uns zu bewegt und jeder, der hören und sehen kann, sich permanent zur Reaktion gerufen weiß.

VI.

Für einen Teil des Gottesdienstes, das eigentliche *Herzstück*, gilt dies aber in höchstem Maße: Liturgie ist und kann keine Rahmenhandlung sein für den, der im Heiligen Abendmahl Christus selbst handeln und in der großen Gabe seiner Gegenwart sich mit dem höchsten Gut beschenkt sieht. Hier ist alles Handlung, heiligste Handlung: „Da sie *aßen*, *nahm* Jesus das Brot, *dankte* ... *brach's*, und *gab's* den Jüngern und *sprach*: *Nehmet, esset* ... für euch *gegeben* ... solches *tut* zu meinem Gedächtnis ... er *nahm* den

Kelch ... dankte, gab ihnen den und sprach: *Trinket* alle daraus ... solches *tut*, so oft ihr's *trinket*, zu meinem Gedächtnis“ (Mt 26,26f; Lk 22,19; I Kor 11,23ff). „Der *Auftrag* umfaßt ein Doppeltes: ein *Tun* und ein *Gedenken*, oder noch zutreffender: ein *Gedenken im und durch das Tun*, ... in sich ... nicht etwas Statisches, Zuständliches, sondern etwas Dynamisches, ein Handeln; dazu auch ein Handeln in der Mehrzahl, in der Gemeinschaft. Ferner ist *Tun*, Handeln, etwas Sinnfälliges, nicht Rein-Geistiges; wir können daher von einer *Ausdruckshandlung* sprechen, die ihre eigentliche geistliche Bedeutung im Sinnhaften bezeichnet und dartut“, so daß „die Kennzeichen des Sakramentalen, also der Liturgie, von allem Anfang an Bau- und Strukturgesetze dieser vom Herrn befohlenen Gedächtnishandlung sind“ (Johannes H. Emmingshaus, *Die Messe*, Klosterneuburg 1976, S. 35). Wie seine Hingabe am Kreuz überhaupt Ausgangspunkt für alles liturgische Handeln der Gemeinde Jesu ist, so meint „Gedächtnis“ eben nicht, „daß wir uns an ein vergangenes Ereignis erinnern, sondern daß dieses vergangene Ereignis für uns Gegenwart wird. Das *Heilsgeschehen der Vergangenheit* wird im Abendmahl zeichenhaft vergegenwärtigt ... Was im Lebensopfer Jesu am Kreuz geschah, wird für uns im Abendmahl greifbar. Indem Jesus uns seinen geopfert Leib und sein vergossenes Blut gibt, nimmt er uns in die am Kreuz geschehene Versöhnung Gottes mit den Menschen hinein und schenkt uns damit die *Vergebung unserer Schuld*. So erhalten wir Frieden mit Gott, Leben und Hoffnung“ (Evangelischer Erwachsenenkatechismus, a. a. O., S. 1114f).

Das alles ist theologisch richtig und kaum anfechtbar, und wenn sich etwas im Gottesdienstleben der letzten Jahrzehnte grundlegend geändert hat, dann dies, daß die lange Zeit nur zwei- bis dreimal im Jahr gehaltenen Abendmahlsfeiern inzwischen fester und oft schon allsonntäglicher Bestandteil des Hauptgottesdienstes sind. Doch die Frage bleibt: Ist mit der *äußeren* Vermehrung dieser Feiern auch das *innere* Verständnis für deren Gestaltung gewachsen? Dazu drei Beobachtungen:

a) Hinter den beliebt gewordenen *Tisch-Abendmahlsfeiern* in kleinen Kreisen steht doch wohl auch das Bewußtsein, in den gottesdienstlichen Feiern nicht *alles* zu finden, sei es zu wenig Kommunikation und Gemeinschaft, Stille, Meditation und anderes mehr. Trotz ernstlichem Verstehen-Wollen habe ich aber solche Feiern nie empfehlen und praktizieren können, weil sie mir im Hinblick auf die zunehmende Diasporasituation mit immer schwächer besuchten Gottesdiensten letztlich doch für diese abträglich, als eine zu große Huldigung an die pietistische Seite mal so betonte „*ecclesiola in ecclesia*“ („kleine Kirche in der Kirche“, indes schon bei Luther Bezeichnung für „eine ideale innerkirchliche Kerngemeinde“, vgl.

Werner Brändle, Taschenbuch theologischer Fremdwörter, Gütersloh 1982, S. 42), vor allem aber dem Wesen nach in eine bedenkliche Nähe zu jenen von Laien gehaltenen Hausabendmahlsfeiern gerückt scheinen, gegen die bereits Luther vehement angehen zu müssen meinte: er „wendet sich immer gegen heimliche, konventikelartige Abendmahlsfeiern“, „kennt nirgends ein Notrecht, daß Laien eigenmächtig das Abendmahl feiern dürfen“, wobei er „sowohl gesamtkirchlich als auch vom Gottesdienst her denkt, nicht so sehr vom einzelnen Gemeindeglied aus. Das Abendmahl ist nicht zur Befriedigung frommer persönlicher Bedürfnisse eingesetzt“, und vor allem „sieht Luther im Abendmahl auch ein öffentliches Bekenntnis. Wer davon abgeht, spaltet und vergreift sich an der Gemeinde“ (Karl-Hermann Kandler, Luther und die Frage nach dem „Hausabendmahl“, in: Luther, Zeitschrift der Luther-Gesellschaft, Heft 1, Göttingen 1991, S. 21ff). Mich hat es nicht wenig bewegt, daß in einer Tagungsstätte der „Inneren Mission“ am Rande meines früheren Pfarrbezirks häufig kirchliche Rüstzeiten mit abschließenden Tisch-Abendmahlen stattfanden – zur regulären Gottesdienstzeit, wo man im unmittelbar benachbarten, für ein Neubaugebiet errichteten Gemeindezentrum ebenso eine kleine Gemeinde zu sammeln Mühe hatte, wie dies allgemein für unsere großen norddeutschen und in diesem Fall sogar relativ schnell erreichbaren Stadtkirchen gilt; von solchen um die öffentliche Proklamation des Todes Jesu wissenden kirchlichen Aktivitäten hätte ich mir bei dem viel beschworenen „missionarischen“ Bewußtsein ein wenig mehr liebende Solidarität zur angefochtenen Gemeinde, wirkliches Sendungsbewußtsein unter Hintansetzung persönlicher Interessen und Vorstellungen gewünscht, analog dem Bonhoeffer-Wort: „Kirche, das ist Christus als Gemeinde existierend“.

b) Natürlich fehlt es oft an überzeugender Gestaltung unserer Abendmahlskommunionen, wie ich es kürzlich wieder in zwei repräsentativen Gottesdiensten unter Mitwirkung kirchenleitender Prominenz in jeweils verschiedenen und durch reiche Kirchenmusikpflege bekannten Kirchen miterlebte. In den großen, über eine halbe Stunde währenden Kommunionen gab es keinerlei Liedgesang, nicht einmal nach der Feier, und auch keine Sakramentsmusik – in einem Fall improvisierte die befähigte Organistin lediglich über freie Motive, wo zumindest die Improvisation über Abendmahlslieder, wenn nicht gar das Spielen von Orgelliteratur, nahegelegen hätte –, und die Kommunionen selbst waren alles andere als eine Gemeinschaft um den „Tisch des Herrn“ (I Kor 10,21), sie glichen eher einer routinemäßigen Abpeisung an der Theke. Da bildeten sich jeweils zwei lange, für alte DDR-Bürger schlimme Assoziationen weckende Schlangenreihen im Mittelgang, die sich ständig über die Seitenschiffe

von hinten auffüllten und zum Empfang durch die am Ostende der Kirche isoliert postierten Liturgen rückten.

Sicher sind uns manche Gottesdiensträume aus dem Mittelalter ein großes Hindernis bei der Realisierung von *Gemeinschaft*. Sie repräsentieren mit ihrem abgesperrten Chorraum und dem völlig isolierten Altar den Baustil der konsequent durchgeformten Meßopferkirche. Schon Luther hat geraten: „In der rechten Messe unter eitel Christen müßte der Altar nicht so bleiben und der Priester sich immer zum Volke kehren, wie ohne Zweifel Christus im Abendmahl getan“ („Deutsche Messe“ 1526). Gelegentlich sind leider auch vorhandene Chancen zur glücklicheren Lösung gröblichst vertan worden: Die jetzt wieder im alten Glanz erstrahlende Hauptkirche in Wolfenbüttel, die man als die „erste bedeutende evangelische Kirche der Welt“, „als erste große protestantische Predigtkirche nach der Reformation“ (Die Marienkirche, Hauptkirche B. M. V. in Wolfenbüttel, von August Fink, 4. Auflage erweitert von Horst Appuhn, herausgegeben vom Landeskirchenamt der Braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche Wolfenbüttel, 1965, S. 3; Wolfgang Kelsch u. Wolfgang Lange, *Predigt der Steine*, Wolfenbüttel 1984, S. 12) zu bezeichnen pflegt, als gotische Kirche innen aber genau nach mittelalterlichem Vorbild gestaltet ist, hat auch nach vierzehnjähriger umfassender Renovierung keinerlei Änderung in der ursprünglichen Konzeption erfahren, so daß man die vor 25 Jahren vom finnischen Lutheraner Helge Nymann dringlichst gestellte Frage wiederholen möchte: „warum die Theologie der lutherischen Reformation nicht zu einer Reformation des Kirchenraumes geführt hat“, „die lutherische Kirche sich in einem Kirchenraum zu Hause fühlt, der für eine dem Luthertum fremde Liturgie und ein ihm fremdes Bekenntnis geschaffen worden ist“, „das gottesdienstliche Leben ein Spiegelbild der mangelnden Übereinstimmung zwischen Luthers Absichten und der Praxis des Luthertums geworden ist“ (Zur Theologie des Kirchenraumes, in: *Kunst und Kirche*, Heft 1, Darmstadt 1966, S. 3ff). Es sei dies um so mehr betont, als die römische Kirche in der Realisierung jener Forderung Luthers mit dem Verständnis der Kommunion als Höhepunkt und eigentlichem Sinn des Abendmahls uns inzwischen weit voraus ist und teilweise vorbildliche Lösungen geschaffen hat. Hier wurde generell in alten Kirchen ein zusätzlicher Altar-Tisch, zuweilen mitten im Raum, ganz nahe zur Gemeinde hin und möglichst allseitig von Sitzplatzreihen umschlossen, aufgestellt, um die für die *communio* so wichtige physische Nähe aller Feiernden zu gewährleisten.

c) Vor mir liegt eine Stellungnahme des Lutherischen Konvents im Rheinland vom 10. März 1991, in der „dringend“ die „unevangelischen

Abendmahlsformen aus der ‚Erneuerten Agenda‘ zu entfernen“ gefordert wird, weil „an entscheidender Stelle die ‚Erneuerte Agenda‘ im Widerspruch zur Hl. Schrift und den lutherischen Bekenntnisschriften steht“. Neben harten Urteilen, daß also in einem Morgengebet „heidnisch-mythische Naturfrömmigkeit vorherrscht“, es „ohne den Namen Jesu zu nennen, von unserer natürlichen Begeisterung redet, die mit dem Heiligen Geist kaum zu vereinbaren sein dürfte“, daß überhaupt „eine Überprüfung“ der „liturgischen Traditionen auf ihre Schriftgemäßheit nicht vorgenommen worden zu sein scheint“, werden „die schwerwiegendsten Bedenken gegen die vorgeschlagene Abendmahlsform erhoben“, weil hier „eine wesentliche Errungenschaft der Reformation, der evangelische Charakter des Abendmahls, einem falsch verstandenen Harmoniebedürfnis geopfert“, „unter Berufung auf ‚ökumenische Spiritualität‘ der herkömmliche evangelische Abendmahlsgottesdienst zu einer Nebenform des römisch-katholischen Meßgottesdienstes degradiert wird“. Auch mit der vorgeschlagenen Einordnung einer „Fülle von Eucharistiegebeten ...“ werde „das Mahl des Herrn zur frommen Handlung der Kirche verfälscht“ und es trete „die fromme Gemeinde an die Stelle Christi“. Damit werde „das Abendmahl aus einer Gabe Christi zu einem Menschenwerk verfälscht“, es werde „die Rechtfertigung des Gottlosen allein aus dem Glauben um Christi willen preisgegeben“, weil „der opfernde Mensch in den Mittelpunkt des Herrenmahls gerückt“ ist. Es würden durch „die Herabrufung des Heiligen Geistes auf die Gaben und Elemente ... die Worte Christi – entsprechend der römischen Wandlungslehre (Transsubstantiation) – zu toten, bloß historischen Worten ..., die erst durch unser Gebet zu Leben und Wirksamkeit erweckt werden müssen“. Obgleich das Drängen auf theologische Klarstellung in seiner Ernsthaftigkeit nicht bagatellisiert werden soll und von zuständiger Seite zu regeln sein wird, macht mich doch die ganze Diktion sehr betroffen: Sie ist legitim gegenüber dogmatischen Doktrinen und Lehrbüchern, jedoch indiskutabel gegenüber liturgischer Sprache und dem hymnischen Zeugnis. Hier wird aber nun leider ein evangelisches, stets mehr Schaden als Segen bewirkendes Grundübel markiert. Damit leistet man letztlich auch der viel beklagten Starrheit im Gebrauch der Agenda ungewollt Vorschub. Hier will man im Grunde die eine bei uns herrschend gewordene, auf Luthers „Deutscher Messe“ von 1526 fußende, die Abendmahlsliturgie auf ein Minimum reduzierende Form absolut setzen und den anderen Luther der „Formula missae et communionis“ von 1523 mit der reichen und in unseren Agenden ja längst schon enthaltenen Abendmahlsgestaltung nicht wahrhaben, wie sie nun aber ganz neu aus mannigfach-ökumenischer Praxis und ganz gewiß nicht von römischer

Theologie her, nicht zuletzt aus neuen Frömmigkeitsbewegungen wie den Kommunitäten mit einer hier bemerkenswert intensivierten, fröhlichen Abendmahlspraxis auf uns zukommt, so daß es „an der Zeit ist, die erwachte Frömmigkeit und die erneuerte Abendmahlspraxis zusammenschauen“ (Wolfgang Schöne, Eucharistische Frömmigkeit, in: Deutsches Pfarrerbblatt, Heft 6, Speyer 1991, S. 236ff). Mit dem „Evangelischen Erwachsenen Katechismus“ gesprochen: „Der lutherischen Theologie geht es darum, daß der ganze Mensch mit Leib und Seele (nicht nur sein Denken) Gott begegnet. Ein Verweis auf den Glauben kann einen Angefochtenen oder Zweifelnden nicht gewiß machen, das kann nur eine Realität, die von außen an ihn herantritt. Es hat also auch seelsorgerliche Bedeutung, wenn die lutherische Theologie betont, daß Christi Gegenwart im Sakrament weder vom Glauben noch vom Denken des Menschen abhängt“ (a. a. O., S. 1109f).

Bei der reicheren Abendmahlsliturgie wird mir zusehends etwas von der *Größe des Geheimnisses* bewußt, das in der Orthodoxen Kirche wie nirgendwo sonst präsent ist, in der ja vom Denken der Alten Kirche unvergleichlich mehr lebendig geblieben ist, die sich bezeichnenderweise am Abendmahlsstreit der abendländischen Kirchen kaum beteiligt und mit keiner spezifischen Abendmahlslehre hervorgetan hat; hier haben die Sakramente ihren alten Namen *Mysterien* behalten. „Ein Mysterium hat immer viele Seiten, es läßt sich in seiner Tiefe nie ausschöpfen. Orthodoxe Theologen haben manchmal den Eindruck, die abendländischen Streitigkeiten hätten ihren Grund darin, daß jeder jeweils einen Aspekt des Abendmahls überbetont und damit anderes ausschließt. Sie möchten die Christenheit zu einer ganzheitlichen Sicht zurückführen“ (Evangelischer Erwachsenen Katechismus, a. a. O., S. 1110). Wenn ich die Epiklese vor den Einsetzungsworten singe, ist mir dies gerade Ausdruck dafür, daß die Kirche über das Sakrament eben *nicht* verfügen will, daß wir vor Gott immer als Bittende stehen, nun allerdings als *zuversichtlich* Bittende in der Gewißheit, daß „durch Wort und Sakramente als durch Mittel der Heilige Geist geschenkt wird“ (Artikel 5 der Augsburgischen Konfession) – und doch (der „Erwachsenen Katechismus“ akzentuiert sehr genau): „Die Gemeinschaft mit Christus im Brot und Wein und die menschliche Gemeinschaft durch das gemeinsame Essen und Trinken im Abendmahl sind keine Selbstverständlichkeit. Wir können sie nicht durch Entschlußkraft und eigenen Willen herstellen. Darum beten wir um den Heiligen Geist“ (a. a. O., S. 1116). Es ist dies für mich weniger ein „Handeln der Kirche“ als ein meditativ-betendes Stillehalten vor diesem unergründlichen Geheimnis, dem die Gemeinde mancherorts mit Recht in kniender Gebetshaltung als

Zeichen ganzer Ehrfurcht vor dem Kommen des Herrn entgegenharrt. Die ganze Abendmahlsliturgie ist eigentlich ein einziger Lobpreis der Anbetung in, mit und unter der Proklamation des Todes Jesu, was man auch hier nicht rational gliedern sollte in Teile verkündigenden Zuspruchs und anbetenden Lobopfers: „Durch Ihn (Christus) sei dir, allmächtiger Gott, im Heiligen Geist Lob und Ehre, Preis und Anbetung jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit“, so schließt das der Konsekration als konzentriertem Evangelium folgende Gebet der „Anamnese“, des „Gedächtnisses“, das schon im Neuen Testament den Namen *Eucharistie* – DANK trägt.

VII.

Damit sei noch ein besonderer Gedankengang markiert: Liturgie ist und kann keine Rahmenhandlung sein für den, der den Gottesdienst als *Einladung zum Fest- und Freudenmahl* begreift. Mit der reicheren Abendmahlsliturgie wird das bislang vorwiegend auf den Zuspruch der Sündenvergebung (primär doch Sinn der Beichte!) konzentrierte Abendmahls-geschehen um einen wesentlichen Aspekt bereichert. Er äußert sich bereits darin, daß neben dem Begriff „Abendmahl“ (regulär am frühen Morgen bei aufgehender Sonne gehalten!) nun auch der die Feier eindeutiger bezeichnende Begriff „Eucharistie“, Mahl der Danksagung, in den Vordergrund tritt. Mit dem Schluß-Versikel „Danket dem Herrn ...“ und dem „Wir danken dir ...“ anhebenden Schlußgebet war der Dank nie vergessen, aber er wird jetzt zum Grundton der Feier von Anfang an: Mit „Lasset uns Dank sagen dem Herren, unserm Gotte“ wird zum Präfations-Gebet eingeladen und sogleich betont: „Wahrhaft würdig und recht, billig und heilsam ist, daß wir dir, heiliger Herr ... allezeit und allenthalben Dank sagen ...“ Bevor es in der heiligsten Mitte, in den Einsetzungs-Worten, von Jesus zweimal heißt: „er dankte“, wird in der Epiklese noch vor der Bitte um den Heiligen Geist dieser Dank laut: „Wir danken dir für die Erlösung, die du uns bereitet hast durch das heilige, allgenugsame Opfer seines Leibes und Blutes am Stamme des Kreuzes“. Es ist in der Tat das *Mahl des Dankes*, ein wirkliches Freudenmahl – *beneficium Dei* = Wohltat Gottes. Ja, noch mehr: Berufung zum Hochzeitsmahl, in der Anamnese mit den Worten besungen: „Und wie wir alle durch die Gemeinschaft seines Leibes und Blutes ein Leib sind in Christo, so bringe zusammen deine Gemeinde von den Enden der Erde, auf daß wir mit allen Gläubigen das Hochzeitsmahl des Lammes feiern mögen in seinem Reich“, und die bib-

lische Fundierung wird wiederum deutlich, Offenbarung 19,7.9: „Lasset uns freuen und fröhlich sein und ihm die Ehre geben, denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen, und seine Braut hat sich bereitet ... Selig sind, die zum Abendmahl des Lammes berufen sind“. Die Eucharistie ist immer als ein Vorgeschmack der künftigen Freude und Gemeinschaft mit Gott gefeiert worden; sie ist nicht erst etwas Futurisches, Jesu Verkündigung ist eine einzige Einladung zum „königlichen Hochzeitsmahl“ (Mt 22,1ff), und unsere einzige Sorge sollte sein, diese Einladung in ihrer ganzen Tragweite nicht begriffen zu haben, mit dem bekannten Gleichnis gesprochen: „kein hochzeitliches Kleid anzuhaben“, das (laut Exegese) beim Eintritt in das Haus dieses Königs geschenkte Festkleid verschmähen zu dürfen, also wie jener Mann so bleiben zu können, wie man nun einmal hereingekommen ist. Die Einladung ergeht zwar an alle, aber sie schließt in sich eine Verwandlung des ganzen Wesens, biblisch gesprochen: eine Überkleidung mit der Reinheit und Herrlichkeit Jesu Christi – das ist das Geschenk der Eucharistie! „Ich bin herrlich, ich bin schön, meinen Heiland zu entzünden. Seines Heils Gerechtigkeit ist mein Schmuck und Ehrenkleid ...“ kann zurecht der so Beschenkte mit Johann Sebastian Bachs Kantate zu diesem Text (BWV 49) singen. Daß in allem *Gott schön werde* in der Gemeinde, bleibt von daher ein höchst sinnvolles Verlangen derer, die sich zum Festmahl gerufen und „schön“ gemacht wissen. Zweimal steht in den Evangelien bekanntlich unmittelbar vor der Abendmahls-Einsetzung die Geschichte von der „Salbung in Bethanien“, wo sich Jesus den Überschwang liebevoller Huldigung gefallen läßt und ihn gegen berechnende Nüchternheit der Jünger verteidigt. Im Diktat über den „Schmuck der heiligen Orte“ lehrte Wilhelm Löhe seine Diakonissen die Tat jener Frau als Urbild für den Schmuck des Gotteshauses zu sehen, und Jesus selbst hat auch auf den äußeren würdigen Rahmen der Feier Wert gelegt und herzurichten geboten: „sprecht zu dem Hausherrn: ‚Der Meister läßt dir sagen: Wo ist das Gemach, darin ich das Osterlamm mit meinen Jüngern essen kann? Und er wird euch einen großen Saal zeigen, der mit Polstern versehen und bereit ist; daselbst richtet für uns zu““ (Mk 14,14f). Daß alles schön werde in der Gemeinde, wird die äußere Gestaltung der Eucharistie so bestimmen, wie es ein Hochzeitsfest als Inbegriff der Freude und Schönheit für alle Feiernden zu sein beansprucht und gar nicht anders sein kann. Wo der Verwandlungsprozeß in uns begonnen hat, wird es kein Aufhören geben können: Durch die uns geschenkten „Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne“ (Luther, Kleiner Katechismus, Erklärung zum ersten Glaubensartikel) wird die Fülle der Gottesgaben geweckt, die kreativ-erfinderisch macht und sich nicht genug einfallen lassen kann – ein sol-

ches Fest bedarf der Vorbereitung durch die Vielen, es hat seine feste Ordnung um der Vielen willen, und es lebt auch von den Überraschungen der mitgebrachten Gaben der Vielen. Warum gibt es so viel schreckliche Verängstigung, wenn man bei uns von einem Aufleben im Tragen der schon auf die Urchristenheit zurückgehenden und von Luther beibehaltenen festlichen Meßgewänder und ihres variantenreichen Gebrauchs gemäß der liturgischen Farben im Zeichen reicher Gestaltung des Kirchenjahres hört oder auch von der Wiederverwendung des im Alten und Neuen Testament selbstverständlichen Weihrauchs, im Gottesgebot an Moses signalisiert: „Es soll euch ein Hochheiliges sein“, „zum heiligen Gebrauch“ (2 Mose 30,34ff), „Gott zum lieblichen Wohlgeruche“ (Lechner-Eisenhofer, Liturgik des römischen Ritus, Freiburg 1953, S. 84), gleich am Anfang des Neuen Testaments unter den dem neugeborenen Christkind mitgebrachten und geschenkten „Schätzen“ für wichtig-erwähnenswert befunden (Mt 2,11) und im Eingangschor einer köstlichen Kantate zum Epiphaniastag von Bach symbolisch aufgenommen: „Sie werden aus Saba alle kommen, Gold und Weihrauch bringen und des Herrn Lob verkündigen“ (BWV 65; vgl. Jes 60,6)?

Was uns an Impulsen auch motivieren oder fremd bleiben mag, die im „Sakrament der Liebe“ (Luther) vollzogene Kommunion als die mystische Vereinigung mit dem anwesenden Festgeber drängt geradezu nach Ausdrucksformen. Für Luther waren das die Elevation, die Emporhebung von Hostie und Kelch nach der Konsekration, und die noch zur Zeit Bachs in Leipzig bezeugte Konsekrationsglocke, die Anbetung mit erhobenen Händen, Stoßgebete, Kniefall, Prostration. Während unsere eingeeübte spartanische Frömmigkeit sich dem gern verweigert, haben junge Leute und charismatisch-liturgische Gruppen damit keine Schwierigkeiten. Vom viel kritisierten „Deutschen Evangelischen Kirchentag“ hörte man – im Gegensatz zu zweidrittel leer bleibenden Messehallen mit mannigfachen Themen- und Diskussionsangeboten – von überfüllten Kirchen und Sälen, in denen man zu Gottesdiensten zusammenkam, neue liturgische Formen erprobte und dabei auch das altchristliche Symbol der Salbung zu beleben versuchte und sich viele Skeptiker von der behutsamen Wiederentdeckung und -einführung dieses Heilssymbols unter den vielfach als „sinnenfeindlich“ geltenden evangelischen Christen durchaus angetan wußten; in einer Kirchentagshalle war eine Duftstadt und ein Kräutergarten als „Erlebnisimpulse“ aufgebaut, um – wie es hieß – die Sinne für die körperliche und geistige Gesundheit zu öffnen, während eine Musikgruppe mit meditativen Klängen auf eine „heilende Liturgie“ einstimmte und sich betont junge Menschen in dieser „Oase des Duftes und der Klänge“ niedersetzten und

-legten, um Entspannung zu finden und sich an diesem Wohlbefinden zu laben – ähnliches haben wir jahrelang in überfüllten DDR-Kirchen erlebt, wo Jugendliche auch auf Steinböden und in Ecken hockend und liegend unter Konzertklängen einfach „ihre Seele auspendeln“ ließen. Ja, mir scheint nun gerade auch für die Sakramentsmusik dieses weite Feld sich anbietender Vokal- und Instrumentalmusik bis hin zu solistischen Engagements noch kaum genutzt, so daß hier noch ungeahnte Reserven schlummern. Doch bei allen Aktivitäten, selbst unter der Devise: „Wer liebt, verschwendet allezeit“ (Conrad Ferdinand Meyer in seinem Gedicht „Narde“), bleibt es dabei: Nicht wir sind die Herren des Festes, die es machen und Entscheidendes bewirken – der Fest-Herr bestimmt die Atmosphäre, den Gang und den Inhalt des Festes. Aber wir dürfen die „Freiräume für die Gotteserfahrung“ (Landesbischof Horst Hirschler in Aurich, Oktober 1991) schaffen, und kein Gast sollte daran zweifeln, daß es sich tatsächlich um ein Fest der Freude handelt.

Epilog

Zum Abschluß die Frage: Klingt das alles nicht viel zu schön, um wahr zu sein: die Eucharistie das sonntägliche Fest? Muß es nicht, um wirklich Fest zu werden, die Ausnahme bleiben? Dazu eine dreifache Bemerkung:

a) Wo mit dem Mahl der Danksagung die Teilhabe an jenem Prozeß der Wandlung wächst, wird zusehends der Dank bewußter, woher wir kommen: Die alte Christenheit hat auf ihrer Wüstenwanderung, als neues Gottesvolk im mächtigen Römerreich jahrhundertlang um die Existenz ringend, jene Oasen gefunden, die sie jeden Sonntag neu das Fest der Auferstehung ihres Herrn feiern ließ – hier ist Liturgie gewachsen und Ereignis gewesen ohne alle religiösen Konventionen und ohne Rücksichtnahme auf die gesellschaftliche Problematik. Wüstenwanderung ist für das Volk Gottes auch die Epoche der viel gepriesenen Reformation und danach die der viel verlästerten lutherischen Orthodoxie mit der großen Durststrecke des dreißigjährigen Krieges und den nicht minder schweren Jahrzehnten danach gewesen. Gerade von dieser letzten Epoche hat Friedrich Kalb in seiner bekannten Studie sagen können, daß man „mit großer Treue den Gottesdienst als das ‚geistliche Ereignis‘ überhaupt verstanden, festgehalten und gefeiert hat“ (Die Lehre vom Kultus der lutherischen Kirche zur Zeit der Orthodoxie, Berlin 1959, S. 149). Man kann zu dem Resümee kommen, daß „das gottesdienstliche und liturgische Leben der lutherischen Kirche von einer Mannigfaltigkeit und musikalischen Intensität war,

die uns nur mit Neid erfüllen kann“ (Oskar Söhngen, *Bach und die Liturgie*, in: *Der Kirchenmusiker*, Berlin 1950, S. 126). Darf ich anfügen, daß uns dies alles nur mit Dank und Ehrfurcht erfüllen kann – wir zehren noch immer von diesen dem Gottesvolk geschenkten Erfahrungen und zuge wachsenen Zeugnissen!

b) Die daraus resultierende Liebe ist genau jene Frucht des Wandlungsprozesses, die uns auf der gegenwärtigen Wüstenwanderung in den gegebenen Oasen das Mahl der Danksagung unbeirrbar praktizieren läßt und immun macht gegen alle Cassandra-Rufe über die Liturgie und Zukunft des Gottesdienstes – er ist *nicht* unser Werk und abhängig von dem, was man allgemein denkt und urteilt, sondern bleibt das Fest des Christus, der daran festhält, daß Freude der Eingeladenen, einladende Freude und einladendes Leben nicht geschmälert werden. Wenn wir diese Oase nicht finden, ist das *unser* Problem. So bleibt mir unverständlich, wie im Herzen der Stadt Braunschweig jene weit über die Grenzen hinaus bekannte Brüderngemeinde St. Ulrichi mit einer überaus reichen liturgischen Praxis in der alten Klosterkirche der Franziskaner, von der einst Bugenhagen die Reformation im Lande begonnen hat, an allen Sonn- und Werktagen Gottesdienste und Stundengebete halten kann – eine wahrhaft liturgische Oase! –, aber von den sich in den benachbarten Räumen über dem Kreuzgang von Jahr zu Jahr auf die Liturgie der Kirche vorbereitenden Pfarramtskandidaten des dortigen Predigerseminars der Landeskirche nicht einmal versuchsweise ein Engagement in diesem geistlichen, an die lutherische Tradition eng anschließenden Gottesdienstgeschehen gewagt, ja wohl betontermaßen Distanz und Mißachtung geübt wird. Liturgie aber kann und wird nie Sache des Schreibtisches oder rein intellektueller Betätigung sein, kann nicht gelernt werden in Vorlesungen und Seminaren und schon gar nicht durch konsistoriale Verfügungen und Anleitungen. Liturgie will wie jedes Fest begangen, gelebt, gefeiert sein. Was es hier an Versäumnissen unsererseits gibt, werden wir dem Gottesdienst der Kirche schuldig bleiben, genauer: dem einladenden Herrn!

c) Die aus dem gefeierten Mahl der Danksagung erwachsende Kraft der Verwandlung wird nun aber erfahrungsgemäß so stark sein, daß sie den getrosten Blick in die Zukunft öffnet. Wir werden einerseits beflügelt, die Wüstenwanderung mutig fortzusetzen; wenngleich „die Lage der glaubenden Christen heute zu verworren ist, um eine große liturgische Schöpferkraft zu erlauben“ (Charles Davis, in: *Gottesdienst in einem säkularisierten Zeitalter*, a. a. O., S. 34), wird unser Denken und Tun auch vom Ziel her, das kein Oasendasein mehr kennt, gestützt, und man denke dabei auch an die vielen in Lagern und Gefängnissen gehaltenen Feiern, in

denen bei aller Not und Armseligkeit doch etwas von jenem Festglanz transparent geworden ist. Andererseits werden wir aber auch und nicht zuletzt im Hinblick auf das drohende Gericht die liturgischen Sackgassen der Zeit klar und verantwortlich zu benennen und den nach Orientierung Suchenden mit Rat und Hilfe so beizustehen wissen, daß sie auf dem Wege möglichst nicht ermatten und scheitern. Bischof Ulrich Wilckens hat kürzlich in seiner Abschiedspredigt im Lübecker Dom den Mangel an Zivilcourage beklagt, „wie wenig es uns zur Zeit gelingt, in fröhlicher Gewißheit und Gelassenheit und in persönlich ausstrahlender Eindeutigkeit von Gott zu reden“, und dennoch im Hinblick auf den sich gefährlich ausweitenden „Markt der Möglichkeiten“ mit seiner Tendenz der Religionsvermischung an die Christen, gleichsam als Vermächtnis, appellieren zu können: „Lassen Sie uns rechtzeitig die alten, so oft schon in Notzeiten bewährten Wahrheiten unseres christlichen Glaubens wieder neu ernstnehmen und sie ernsthaft prüfen und gewichten“.

Meine lieben Freunde, wir wollen jetzt dies neue Haus einsegnen und unserem Herrn Jesus Christus weihen, welches mir nicht allein gebürt. Ihr sollt mit an den Sprengel und das Rauchfaß greifen, damit das neue Haus [die Schloßkirche von Torgau] dahin ausgerichtet werde, daß nichts anderes darin geschehe, denn daß unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.

Martin Luther